

Die vergessenen Toten der Bundeswehr ??

Ein Feature von Jochen Rack

Deutschlandfunk 11.01.11 19.15 Uhr

Autor liest einen Augenzeugenbericht: Vernehmungsniederschrift Johann Thoma, geb. 1.8.1896 in Rieblingen.

Zur Sache: Heute 11.9.1962 fuhr ich mit meinem Fahrrad von Rieblingen zu meinem Grundstück in der Gemeindeflur Rieblingen. Als ich auf einem Feldweg in Richtung Osten war, sah ich auf ca. 2- bis 300 Meter ein Flugzeug, das plötzlich fast senkrecht auf die Erde flog. Das Flugzeug überschlug sich und flog etwa noch 40 Meter weiter. Nachdem das Flugzeug auf dem Boden liegen blieb, fing es sofort an zu brennen. Ich lief das letzte Stück zu Fuß zu dem abgestürzten Flugzeug in der Hoffnung, dem Flugzeugführer Hilfe leisten zu können. Als ich an dem brennenden Flugzeug vorbeikam, sah ich in einer Entfernung den Flugzeugführer auf einem weißen Tuch liegen. Der Flugzeugführer war zum größten Teil mit dem Tuch zugedeckt. Ich sah nur eine Hand heraus schauen, an der an einem Finger ein Ring war.

Autor: Ich saß in einem Büro der Luftwaffenkaserne in Köln-Wahn und las einen Augenzeugenbericht über den tödlichen Flugzeugabsturz meines Vaters im Jahr 1962. 45 Jahre lang waren die Akten der Flugunfalluntersuchung unberührt im Archiv des Generals Flugsicherheit gelegen. Keiner aus der Familie hatte sich mit den genaueren Todesumständen meines Vaters beschäftigt. Mein Onkel, der einst mit meinem Vater in derselben Staffel geflogen war, hatte mir gegenüber betont:

Onkel: Früher war das alles geheim, alles weggeschlossen. Die ganzen Akten wurden alle weggeschlossen in Bonn.

Autor: Und meine Mutter, traumatisiert durch den Tod ihres Mannes, mit dem sie nicht länger als drei Monate verheiratet gewesen war, hatte gar nicht daran gedacht, die Akten einzusehen. Sie wollte vergessen.

Zitator: Düsenmaschine rast gegen 200 000 Volt-Leitung. Bei Scheinangriff im Tiefflug auf US-Panzer in der Luft explodiert - Pilot tot aus dem Wrack geborgen

Autor: Recht viel mehr als die Schlagzeile eines Artikels über den Absturz meines Vaters hatten wir nicht. In dem Fotoalbum, das die Schwarzweiß-Bilder von der Hochzeit meiner Eltern und dann die Aufnahmen der Beisetzung mit militärischen Ehren enthält, findet sich ein Aufriss aus der Günzburger Zeitung:

Autor liest vor: Rieblingen. Mit Entsetzen musste die Besatzung mehrerer amerikanischer Schützenpanzer, die am Montagvormittag bei einem Manöver zwischen Biberbach und Rieblingen im Landkreis Wertingen Stellung bezogen hatte, mit an--sehen, wie ein Mehrkampfflugzeug der deutschen Bundeswehr in der Luft explodierte. Die Düsenmaschine vom Typ Fiat G 91 raste im Tiefflug auf die Schützenpanzer zu und rasierte mit einer Tragfläche die obere Traverse einer 220.000-Volt-Leitung

buchstäblich weg. Mit dem Heck zerriss die Maschine gleichzeitig ein Stromführen des Kabel und explodierte, ehe sie Bodenberührung hatte. Dem Piloten gelang es nicht mehr, auszusteigen; er wurde tot aus dem Flugzeugwrack geborgen. Bei dem Verunglückten handelt es sich um den 24 Jahre alten Stabsunteroffizier Hans-Jochen Rack, der erst vor wenigen Monaten heiratete und zum Aufklärungsgeschwader 53 nach Leipheim bei Günzburg verlegt worden war. Der junge Unteroffizier galt bei seinen Kameraden als hervorragender Flieger.

Autor: „Was hätte es mir geholfen, mehr über den Unfall deines Vaters zu wissen?“, fragte meine Mutter. Es hätte ja nichts an seinem Tod geändert. Sie wünschte sich aber schon, dass ich mich für den Mann interessierte, der noch vor meiner Geburt zu Tode gekommen war. Doch ich wollte mit dem toten Vater nichts zu tun haben, der mich schwermütig von einem Schwarzweiß-Foto anschaute, das meine Mutter in mein Kinderzimmer gehängt hatte. Erst als ich 45 Jahre alt und selber Vater geworden war, begann ich mich mit dem Toten zu beschäftigen und einen Roman über ihn zu schreiben. Bei meinen Recherchen hatte ich auch den Flugunfallbericht im Archiv gefunden. - Der Offizier, der mir die Akte vorlegte, war verwundert: Kaum ein Angehöriger verirre sich in seine Dienststelle. Vier oder fünfmal sei es in den Jahren passiert, seit er den Posten innehatte. Und noch nie sei jemand gekommen, der einem Todesfall nachforsche, der so weit zurücklag.

Autor liest aus der Akte: Beurteilung der Unfallfaktoren: Für den Aufprall der Nummer 2 gegen die Traverse des Hochspannungsmastes sind die folgenden Ursachen möglich, von denen jede auf menschliches Versagen zurückgeführt werden muss:

1. Der Flugzeugführer, der sicher bemüht war, mit seinem Flugzeug dicht hinter dem Flugzeug des Rottenführers zu bleiben, hat beim Kurven zu stark gezogen und damit ein Abreißen der Strömung an den Tragflächen bewirkt, oder
2. Vom Flugzeugführer wurde zu spät bemerkt, daß er beim Abfangen zu tief kommen würde. Er hat das Hindernis zu spät erkannt, um noch ein Ausweichmanöver durchzuführen oder sich herauszuschließen. Diese Ursachen können gemeinsam oder jede für sich zum Unfall geführt haben.

Autor: Vor allem in den 60er-Jahren, als die Luftwaffe noch im Aufbau war, kamen hunderte, meist blutjunger Piloten ums Leben. Keiner kennt ihre Geschichten. In den Zeitungen gab es allenfalls verstreute Meldungen.

Zitator: 15. Januar 1959. Drei Flugzeuge der Bundeswehr abgestürzt. Unfallserie in Hessen und Schleswig-Holstein bringt acht Soldaten den Tod

Sprecherin: 9. Mai 1962. Der Tod saß am Steuerknüppel. Zwei Düsenjäger bei der Landung explodiert. Die beiden Piloten konnten nur mehr tot geborgen werden

Zitator: 3. August 1962. Vier Tote bei der Luftwaffe. Zwei Schulflugzeuge zusammengeprallt

Autor: Es gibt hunderte solcher Meldungen. Mein Onkel, der dreißig Dienstjahre und auch den Starfighter überlebt hat, kannte viele der Opfer.

Onkel: Ich habe also fast jedes Jahr an einer Trauerfeier teilgenommen. Seit 1962 bis 1972. Fähnrich Fritschitzki, die sind bei einem Schulungsflug mit der Fouga Magister aus dem Spin nicht raus gekommen und sind tödlich abgestürzt, er und der Fluglehrer. Das war 1959. Da ging's immer so weiter. Der nächste war dann der Jochen, und darauf war noch einer auf der G-91 in Erding, der ist auf der schwäbischen Alb gegen einen Berg geflogen. () Und dann bin ich 1967 auf die 104 gegangen und dann ging es Jahr für Jahr eben ein bis zwei sind dann tödlich abgestürzt mit dem Starfighter. Allein haben wir 100 Tote auf der 104 gehabt.

Nun zur Trauerfeier in Selsingen

Autor: Im Fotoalbum meines Onkels gleichen sich die Bilder von der Trauerfeier meines Vaters und der anderer Kameraden. Immer dieselbe Szenerie, dieselben Rituale: Lorbeerbäume und Totenwachen links und rechts des Sarges, darauf die Deutschlandfahne und der Stahlhelm. Ansprachen der Staffelchefs, Kränze vom Verteidigungsminister, Soldaten in Paradedstellung. Das Lied vom guten Kameraden.

Sprecherin: Die Bundesregierung nannte 1993 auf eine Anfrage der Fraktion „Die Linke“ im Deutschen Bundestag Zahlen zu den Flugzeugabstürze der Bundesluftwaffe seit den 50er Jahren: 813 „tote militärische Personen“ habe es gegeben: Die meisten von ihnen Piloten. Sie starben, weil die Maschinen technische Defekte hatten und Warte oder Fliegerleitoffiziere nicht ausreichend geschult waren für ihre Arbeit; weil die Flugzeuge nicht ausgereift waren, wichtige Instrumente wie Radarhöhenmesser oder funktionierende Schleudersitze fehlten, weil es keine zweisitzigen Trainermaschinen gab oder weil die Piloten nicht die notwendige Ausbildung bekommen hatten.

Onkel: Wir waren unerfahren, wir wurden auf Flugzeuge gesetzt, die gar keiner kannte, auch vom 2. Weltkrieg nicht her, die auch von der Technik her nicht ganz beherrscht wurden, und dadurch kamen diese vielen Abstürze. Wir sind auf eine Maschine gekommen, vom Ackergaul auf ein Rennpferd, und das war der Unterschied. Bei uns hieß es: Friss oder stirb.

Autor: Und gestorben wurde reichlich. Die Absturzraten lagen bis zu 600 Prozent höher als heute. Wir waren die Versuchskaninchen, sagt mein Onkel. Niemand hat die Luftwaffentoten in den über 50 Jahren der Luftwaffe gezählt, nicht einmal die Bundeswehr selbst. Sie ehrte zwar die Toten mit militärischen Ehren, versuchte dann aber die Todesfälle so schnell wie möglich zu vergessen.

Onkel: Die hat man verschwiegen. Teilweise hat man die Leute, die auf der F-86, F-84 tödlich verunglückt sind, noch Jahrzehnte in Bonn geführt als lebend. Die wurden nicht gestrichen, sondern aufgeführt als lebend und als Personal. Warum? Weil man die Sollstärke haben musste für die NATO.

Autor: Die Piloten starben einzeln, jeder für sich und allzu gerne wurden sie für ihren Tod selber verantwortlich gemacht: „Menschliches Versagen“ lautete das Fazit vieler Unfallberichte. So nannte ich auch meinen Roman.

Sprecherin: Ausgeblendet blieben bei diesem Fazit alle Versäumnisse auf organisatorischer Ebene, Mängel bei der Beschaffung, technische Fehlkonstruktionen und mangelhafte Standards bei der Ausbildung, für die Stäbe irgendwo im Ministerium und der Bundeswehr verantwortlich waren. Harald Meyer, ein ehemaliger Fiat G-91-Pilot, der bei der Analyse von Flugunfällen in der Bundeswehr mitwirkte, sagt, die Verantwortung sei immer den Piloten zugerechnet worden; erst 2002 habe man den Bereich „Organisation“ in die Ursachenkette von Flugunfällen aufgenommen.

Harald Meyer: Aus der heutigen Sicht und für mich als Lehrer... Sinnlos ist es immer nur an den Piloten festzunageln, der dann, wenn er auch noch tot ist, quasi keine Änderung hervorruft. Wenn ich aber weitere Ursachen aufliste - Einmal hatten wir natürlich wesentlich mehr Flugzeuge, zum zweiten war die Ausrüstung dieser Flugzeuge technisch gesehen nicht so wie heute, Beispiel, wir hatten damals Kampfflugzeuge mit einem Triebwerk, heute grundsätzlich mit zwei Triebwerken, Tornado, Phantom, Eurofighter haben zwei Triebwerke. Die Ausbildung ist heute wesentlich besser, sie ist standardisierter, wir haben ja schnell aufgerüstet, wir haben alleine am Kampfflugzeug F84-F 450 Stück gekriegt. Jedes Geschwader hat jedes Jahr 3-4 Kampfflugzeuge verloren, teilweise mit Piloten.

Autor: Das war damals kein Ruhmesblatt für die neue deutsche Luftwaffe; kein Signal der Wehrbereitschaft gegenüber dem Warschauer Pakt; und keine vertrauensbildende Maßnahme gegenüber einer militärskeptischen Öffentlichkeit nach innen. Das schnelle Vergessen der Todesfälle lag gewiss auch im Interesse von Generälen oder Politikern, die nicht nach ihrer Verantwortlichkeit gefragt werden wollten. Etwa nach dem Unglück an der Iller 1957, als 15 Rekruten ertranken, nach der sog. Starfighteraffäre oder nach dem Untergang des U-Bootes Hai 1966.

Sprecherin: Auch die Historiker haben sich bisher mit den Unfällen in der Bundeswehr nicht beschäftigt, obwohl man vom „organisatorischen Aufbau eines Unglücks“ - um eine Formel von Alexander Kluge zu bemühen - durchaus lernen könnte. Wieso gab es so viele Opfer vor allem in den Anfangsjahren der Bundeswehr? Was lief organisatorisch falsch im politisch-militärischen Komplex?

Autor: Ex-Verteidigungsminister Jung hatte wohl an solche historischen Fragen nicht gedacht, als er den Bau des Bundeswehrehrenmals in Berlin initiierte. Er wollte vor allem einen Ort des Gedenkens

für die 90 gefallenen Soldaten bei Auslandseinsätzen. Kritiker unterstellten ihm aber, das Bauwerk diene dem Zweck, die Öffentlichkeit auf noch mehr Opfer einzustellen und brandmarkten es als Zeichen eines neu erwachenden Militarismus. Für den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages Hellut Königshaus hat das Ehrenmal dagegen einen Appellcharakter, der nichts mit Heldenverehrung zu tun hat.

Wehrbeauftragter Königshaus: Es geht gar nicht ums Verehren, sondern ums Anerkennen zunächst einmal. Um es ins Bewusstsein zu rufen, dass wir auch eine Verpflichtung haben, solche Opfer in Zukunft weitestgehend zu vermeiden. Und dass wir uns den Werten, für die, die sich eingesetzt haben und Opfer gebracht haben bis hin zum Einsatz ihres Lebens, dass wir uns mit diesen Werten befassen.

Autor: Erst die Toten der Auslandseinsätze haben eine neue Auseinandersetzung der Gesellschaft mit der Bundeswehr bewirkt, die in den über 50 Jahren ihres Bestehens vor allem gegen ein negatives Image ankämpfen musste: Die Bundeswehr sah sich unter Legitimationszwang, im Fadenkreuz der Kritik der Wiederbewaffnungsgegner bis hin zur Friedensbewegung der 80er Jahre. Eine zutiefst zivile, um nicht zu sagen pazifistisch gesinnte Öffentlichkeit nahm Todesfälle bei der Bundeswehr als Ausdruck des Versagens einer fragwürdigen Institution. Die im Dienst getöteten Soldaten wurden demzufolge nicht besonders gewürdigt. Dass sie im Dienst für ihr Vaterland in einem kalten Krieg ihr Leben opferten, rechnete ihnen niemand zur Ehre an, nicht einmal die, die sie beauftragt hatten: die Bundeswehr. Eine öffentliche Anerkennungs- und Gedenkkultur, wie sie nun bei Trauerfeiern mit militärischen Ehren für in Afghanistan getötete - bzw., wie man nun wieder sagt, „gefallene“ - Soldaten oder im Bundeswehrenmal in Berlin zum Ausdruck kommt, gab es nicht.

Münkler: Ich würde in dem Zusammenhang darauf hinweisen, dass es für den Begriff des Opfers in den anderen Sprachen, die sich vom Lateinischen herleiten, zwei Begriffe gibt.

Sprecherin: Sagt der Berliner Politologe Herfried Münkler

Münkler: nämlich *Victima* und *Sacrificium*, und das Opfer im Sinne des zufälligen Ereignisses, wird durch solche sakralen Akte gewissermaßen zu einem *Sacrificium*, zu einem Selbstopfer, das gibt dem Ganzen eine gewisse Würdigkeit. Und da es ja um Ereignisse geht, in denen die Würde der Tote, aber auch die Würde des Staates, der dieses Opfer ihnen abverlangt hat, dargestellt werden, repräsentiert werden sollen, würde ich sagen, es ist ein fast unvermeidlicher Vorgang, diese Re-Sakralisierung, die wir hier beobachten.

Sprecherin: Erst unter dem Eindruck der Gefallenen in Afghanistan erscheinen auch die früheren Toten der Bundeswehr aus den 50 Jahren ihres Bestehens als Opfer im Sinne von Münklers *Sacrificium*. Sie starben nicht nur als *Victims* in einem gefährlichen Beruf - wie es auch in anderen

Branchen passiert -, sondern im Dienst der Gemeinschaft. Und deshalb verdienen sie eine Würdigung und Wertschätzung dieser Gemeinschaft. Am Anfang einer solchen öffentlichen Würdigung steht aber zunächst, dass man die Opfer überhaupt wahrnimmt, weiß wie viele es sind. Doch schon das scheint schwierig.

Autor: Meinen Vater z.B. hatte die Bundeswehr zunächst auf der Liste jener im Dienst getöteten Soldaten vergessen, die auf einer Leuchtschrift am Bundeswehrenmal projiziert werden.

Sprecherin: Und was hat es mit den Stabsunteroffizieren Kappert und Klump auf sich, die am 9.11.1960 bei der Kollision ihrer T-33 A mit einem Flugzeug der US-Airforce bei Mallorca getötet wurden? Warum finden sie sich nicht auf der Gedenkliste des Ministeriums? - Es sind dies nur besonders offensichtliche Fälle von institutioneller Amnesie. Eine andere Form des Vergessens ist definitorisch gewollt, denn z.B. werden die Namen jener über 3400 Soldaten, die während des Dienstes Selbstmord begingen, am Berliner Ehrenmal nicht genannt. Wieso? Schließt der militärische Ehrbegriff den Suizid aus? Oder geht es um die Vermeidung der unangenehmen Frage, ob die Bundeswehr kein Arbeitsumfeld bieten kann, in dem Soldaten nicht verzweifeln müssen?

Autor: Aber das Vergessen betrifft auch die Gesellschaft im Ganzen. Selbst spektakuläre Unglücke sind heute kaum noch im öffentlichen Bewusstsein. Beispiel: das Unglück an der Iller am 3. Juni 1957.

Sprecherin: Zeugen des einstigen Unglücks leben noch, wie der heute 73-jährige Manfred Karremann, der bei der Illerüberquerung zunächst als Späher den Fluss überquerte, danach den Zugführer (Dieter Julitz) vor dem reißenden Wasser warnte, aber kein Gehör fand. So kam es dazu, dass 28 Rekruten der 2. Kompanie des Kemptener Luftlandejägersbataillons 19, die erst zwei Monate vorher ihren Wehrdienst angetreten hatten, im Rahmen einer Infanterieübung oberhalb einer Brücke in die bis zu ein Meter dreißig tiefe Furt gingen, ohne Bewusstsein für die drohende Gefahr.

Karremann: Die ersten waren fast drüben und gehen, das Wasser war dann bis zum Hals tief und denn war das natürlich auch wie eine gewisse Sperre, wenn alle Meter ein Mann steht, seinerzeit hat man gesagt, sei theoretisch eine Erhöhung von 30 Zentimetern. / Und dann hat's die wie auf Kommando die Meisten weggespült, und sind alle zwischen die Pfeiler gekommen und Panik dazugekommen. Wir haben einige Nichtschwimmer dabei gehabt, zwei, die haben in ihrer Panik den Pfeiler an-gesteuert, die hat es dann wie ein Blatt Papier an den Pfeiler geklebt, die hat man dann mit einer Stange rausgelotst, aber der Leitner, der Bruder von der Frau Höfle, der war DLRG von hinten bis vorne, trotzdem hat er es nicht gepackt. Seinerzeit hat man gesagt, der Stahlhelm war mit Sicherheit sehr hinderlich und natürlich die Ausrüstung, der Anzug hat sich vollgefüllt mit Wasser, und eben die Wassertemperatur, das war 8 Grad, das war auch ein Schock.

Autor: Ich traf mich mit Manfred Karremann und dem von ihm Geretteten Bernhard Blessing, sowie Gerda Höfle, der Schwester des beim Unfall ertrunkenen Horst Leitner an der Unglücksstelle an der Iller, wo heute ein Denkmal an die Toten erinnert.

Autor: Wir befinden uns an der Stelle, wo das Iller-Unglück passiert ist, 1957 am 3. Juni.

Blessing: Von der neuen Brücke sieht man die Fundamente der alten Brücke. Rein ist man so siebzig Meter oberhalb der alten Brücke. Die alte Brücke hatte drei Pfeiler gehabt.

Autor: Die Pfeiler haben ja manchen das Leben gerettet?

Karremann: Den zwei Nichtschwimmern hat's das Leben gerettet, und für die anderen war's Verhängnis, weil hinter den Pfeilern der Strudel ist.

Blessing: Ich wäre an so einem Pfeiler ertrunken. Ich konnte mich zwar auf dem Pfeiler ausruhen, aber ich wär nicht mehr an Land gekommen, hätte er mich nicht rausgezogen. Ich wär im seichten Wasser ertrunken, ich war völlig wehrlos. Ich war in den Strudel, ja.

Autor: Haben Sie sich das vorgestellt, Frau Höfle?

Höfle: So hab ich's noch nie gehört... mich würde interessieren, ob jemand meinen Bruder gesehen hat, wie er ertunken ist.

Blessing: Ich hab ihn nur gesehen zur Wiedererkennung im Leichenhaus.

Höfle: Und wie hat er ausgesehen?

Blessing: Aufgeschwemmt und dick wie alle Wasserleichen, die Haut abgeschürft, eine Wasserleiche sieht schon furchtbar aus, viele Teile vom Fleisch schauen da raus, weil die Haut abgeschürft ist.

Höfle: Hat man ihn noch erkannt?

Blessing: Ich hab ihn schon erkannt. Wir haben ja täglich Kontakt gehabt.

Autor: Wäre das für Sie wichtig gewesen, die Leiche zu sehen?

Höfle: Das wäre mir sehr wichtig gewesen, einfach noch mal Abschied zu nehmen.

Damals Bundestagsdebatte Strauß: „Herr Präsident, meine Damen und Herren...“

Sprecherin: Über das Unglück gab es im Deutschen Bundestag am 26. Juni eine heftige Debatte, wobei eine Woche vorher ein anderes Unglück beim Heer für zusätzliche Aufmerksamkeit gesorgt

hatte: der Tod eines Unteroffiziers beim Hantieren mit Munition auf einem Truppenübungsplatz in Grafenwöhr:

Damals in der Bundestagsdebatte, Strauß: Die ausführliche Behandlung des Unglücks in der Öffentlichkeit und die Erregung sind umso verständlicher, als es sich bei den tödlich verunglückten Soldaten um Wehrpflichtige handelt, die zur Ableistung des Grundwehrdienstes einberufen worden waren/ Vielfach wird der Vorwurf erhoben, der Aufbau der Bundeswehr erfolge zu schnell, d.h. die Bundeswehr sei bei ihrem gegenwärtigen Ausbildungsstand insbesondere wegen des Mangels an geeigneten Ausbildern noch nicht in der Lage, Wehrpflichtiger sachgemäß auszubilden. Ferner ist in der Öffentlichkeit vereinzelt der ernstzunehmende Vorwurf erhoben worden, der alte Barras und der Typ Himmelstoß sei in der Bundeswehr wiedererstanden, nach allen bisherigen Feststellungen hat kein Soldat gegen die Stabsunteroffiziere derartige Vorwürfe erhoben.

Sprecherin: Für Bundeskanzler Konrad Adenauer war es nach der politisch heftig umstrittenen Gründung der Bundeswehr wichtig, das Unglück nicht auf Fehler des militärischen und politischen Systems zurückzuführen. In derselben Richtung argumentierte der damalige Verteidigungsminister Franz Josef Strauß, der auf vergleichbare Unglücke hinwies: 1925 waren 80 Soldaten der Reichswehr bei einer Übung an der Weser ertrunken.

Zumindest Taktlosigkeit wird man dem damaligen Verteidigungsminister Strauß bei seinen Ausführungen vorwerfen können. Ob es tatsächlich ein Trost für die Angehörigen war, dass auch in früheren Armeen zahlreiche Soldaten ertrunken sind? Hätte die Bundeswehr nicht eine bessere und umsichtiger Truppe sein sollen? - Für die Opposition betonte der Bundestagsabgeordnete Fritz Eschmann (SPD) die politische Schuld an diesem Unglück und verwies auf offensichtliche Ausbildungsmängel bei der jungen Bundeswehr.

Eschmann: Hier glaube ich kann man sagen, dass im tiefsten Grunde die Schuld für diese Geschehnisse, es sind die Ergebnisse der verfehlten Wehrpolitik des Herrn Bundeskanzlers und seiner Regierung (Aufruhr, Zwischenrufe) und des Verteidigungsministers und der dafür zuständigen Verantwortlichen, und dass sind Sie - die Sie jetzt glauben, das mit einem Lächeln und mit abwehrenden Zwischenrufen abtun zu können. Dann sehen Sie sich einmal um, dass man glaubt, das mit Lachen abtun zu müssen. Es gibt keinen Zweifel darüber, dass die Ausbildung der Ausbilder in unserer Bundeswehr auf Kosten des übereilten und überhasteten Aufbaus der Bundeswehr gegangen ist.

Autor: Die Todesfälle bei der Bundeswehr wurden politisch instrumentalisiert; aber eine öffentliche Kultur des Gedenkens entstand daraus nicht; die Beisetzungen mit militärischen Ehren wurden als Alibiveranstaltungen abgewickelt, besondere Sensibilität für die Bedürfnisse der Angehörigen hatte man nicht.

Sprecherin: Horst Zarn und Ursula Ulrich hatten bei dem Iller-Unglück ihren Bruder Gerhard Zarn verloren:

Zarn: Es waren ja 15 Soldaten, die umgekommen sind, und mein Bruder war der einzige, der gefunden worden ist, die anderen wurden erst bis 14 Tage/drei Wochen später gefunden. Die Trauerfeier war ja in Kempten auf dem Kasernenhof, und da waren 14 Kränze und ein Sarg, und der eine Sarg, das war denn mein Bruder.

Ulrich: Für die Angehörigen, die noch niemand da gehabt hatten, für die muss es ja fruchtbar gewesen sein, wir haben ja gewusst, da ist er drin, und die andern haben gesagt: Wo sind die Kinder? Die waren alle noch im Wasser.

Sprecherin: Psychologische Betreuung und ein Bewusstsein für die Bedürfnisse der Angehörigen gab es in der damaligen Bundeswehr nicht und kein Gespür dafür, dass zur Trauer auch der Blick auf eine Leiche gehört. Man versiegelte einfach die Särge.

Karremann: Unsere Ausbilder waren zum Teil aus dem zweiten Weltkrieg, da war das so üblich, das Gewehr ist dem Soldat seine Braut, das schmeißt man nicht weg, diese Vorwürfe sind uns gemacht worden. Weil zu der Zeit war es doch so, dass Psyche noch gar nicht vorhanden war, es gab ja nur Klapsmühle oder krank, aber Psyche, dass man jemand unterstützen muss, dass er wieder auf die normale Bahn kommt, das hat es zu der Zeit überhaupt nicht gegeben.

Sprecherin: Oft mussten die Hinterbliebenen mit der Bundeswehr noch um ihre Versorgungsansprüche prozessieren. Zur Trauer über den Tod kam die Wut auf die Bundeswehr. Kalter Krieg auch nach innen. Die Angehörigen fühlten sich abgespeist.

Autor: Ich traf mich am Berliner Ehrenmal mit Josef Tömmes, einem anderen Überlebenden des Iller-Unglücks, und wir kamen ins Gespräch mit einer Gruppe von Politikstudenten, die zur gleichen Zeit das Denkmal besichtigten.

Tömmes: Mindestens, was ich bemängle, dass die Jahreszahl der zu Tode gekommen Leute eingebildet wird, denn dann kann man sie einsortieren./ Evtl. warte ich auf die Namen der Kameraden, die

in der Iller geblieben sind, da müsste ich acht Stunden hier stehen bleiben, um zu warten, ich habe ja keinen Anhaltspunkt.

Anderer Besucher: Ich hätte es mir konkreter gewünscht, bin selber Reserveoffizier und hätte mir gewünscht, dass zumindest das Jahr und das Land drinsteht und eigentlich das Jahr von wann bis wann der Soldat gelebt, ähnlich wie bei Kriegsgräberstätten.

Tömmes: Wenn jemand hierher kommt, dann kommt er zum Gedenken hierher und dann will er den Namen sehen, für den er hierher gekommen ist, so sehe ich das.

Besucher: In Amerika, Washington gibt es das Denkmal der gefallenen Soldaten im Vietnamkrieg, da ist jeder Name aufgelistet, auch mit den Daten, da kann man ihn finden, und in Kiel gibt es das Denkmal der U-Boot-Männer.

Sprecherin: Ist der Mangel an konkreter Information gewollt? Warum hat die Bundeswehr kein Dokumentationszentrum dem Ehrenmal zugeordnet, wo interessierte Besucher etwas über die Geschichten der Toten erfahren können? Zum Beispiel auch über die Umstände des Todes jener 19 Marinesoldaten, die 1966 beim Untergang des U-Bootes Hai den Tod fanden und die im Marine-Ehrenmal in Laboe (bei Kiel) namentlich genannt werden?

Autor: Ich verabredete mich in Laboe am Marine-Ehrenmal mit Peter Silbernagel, der als einziger den Untergang des U-Bootes überlebt hat.

Silbernagel: Das Gedenken an das Boot überhaupt, an dieses Unglück, das ist wichtig, dass man daran denkt, dass es nicht vergessen wird, denn das waren alle junge Leute, die haben ja ihr Leben für den Staat gegeben. Dieses Unglück sollte nicht in Vergessenheit geraten.

Sprecherin: Das Bauwerk, ein im Jahr 1927 errichteter Klinkersteinturm im Stil des Expressionismus, der eine abstrakte Flamme darstellen soll - ist eine Gedenkstätte für die auf See gestorbenen Marineangehörigen aller Nationen und ein Mahnmal für eine friedliche Seefahrt, betont der Leiter der Gedenkstätte Jann Markus Witt.

Witt: Es ist so, dass das Marineehrenmal insgesamt Gedenkstätte für die auf See gebliebenen aller Nationen ist, dass wir hier aber natürlich einen eigenen Raum haben zum Gedenken an die deutschen Gefallenen des ersten und des zweiten Weltkrieges, und dort finden sich auch die Gedenkbücher, die die Namen enthalten, und diese Bücher werden von Angehörigen bis heute aufgesucht, die dort die Namen nachschlagen. Seit 2007 haben wir auch das Ehrenbuch der Flotte, das enthält alle Namen der Soldaten und Soldatinnen der heutigen deutschen Marine, die seit 1955 in Ausübung ihres Dienstes ihr Leben verloren haben.

Witt: Hier haben wird dann kurz und knapp die Information über dieses schwerste Einzelunglück, das die Marine bis heute getroffen hat. Die Überschrift lautet: Der Untergang des U-Bootes Hai. Am 14. September 1966 sinkt das U-Boot der Bundesmarine Hai in der Nordsee. Von den 20 Besatzungsangehörigen überlebt nur ein Mann.

Sprecherin: Tatsächlich war das U-Boot Hai schon einmal gesunken, genauer: Es war versenkt worden 1945, kurz nach seiner Indienststellung, damit es nicht den Alliierten in die Hände fiel. 1956 hatte es die Bundeswehr aus 56 Meter Wassertiefe wieder gehoben und neu instand gesetzt. „Altes Material“, das als Schulungsboot diente und 1962/63 bei einem Umbau um ein Meter fünfzig verlängert wurde. Dabei war es zu einer verhängnisvollen Kürzung des sog. Schnorchels gekommen, der Luft für die Dieselmotoren ansaugt. Und entscheidend: Die dafür nötigen neuen Dienstvorschriften über die Handhabung der Ventile wurden nicht ausgefertigt.

Silbernagel: Nachdem der Befehl kam im Boot vom Kommandanten „Alle Mann von Bord!“ sind wir natürlich gleich alle nach oben, jeder hat seinen Tauchretter geschnappt, den musste man ja mitnehmen immer, das ist ein Atemgerät - man kann aus einem gesunkenen Boot damit aussteigen - Auf jeden Fall, wies hieß, Alle Mann von Bord, erst hat's keiner ernst genommen, normal kam dann immer, zur Übung hinterher, und das war's nicht. Dann sind wir alle zum Turm hin und schnell nach oben, keine Panik, doch recht geordnet, einer hinterm andern, und ich kam dann nach oben als dreizehnter, vierzehnter Mann /und dann ist mir aufgefallen, der Turm, der guckte vielleicht noch einen Meter aus dem Wasser raus, und da haben wir dann schon biss Blöd gekuckt und in dem Moment kam eine Riesenwelle von vorne, die lief über diesen Turm drüber weg und hat uns alle, die wir oben standen, 13, 14 Mann ins Wasser geschmissen, und wie wir dann wieder uns ein bissl berappelt hatten, das Letzte, was wir dann vom Boot gesehen haben, es stand senkrecht im Wasser/ der Bug guckte raus, senkrecht aus dem Wasser, und weg war er, das dauerte keine halbe Minute, dann war er weg.

Silbernagel: Wir waren dann im Wasser, der Oberleutnant Weise war bei uns, der hat einem Mut gemacht, dass keine Panik aufkommt, der hat gesagt, wir sollen uns keine Gedanken machen, wir werden gleich wieder rausgefischt aus dem Wasser, das Begleitschiff kommt, aber es kam dann nix, am Schluss ist man bissl auseinander getrieben, dann ist er immer hin du her geschwommen und hat sich festgehalten beim einen oder andern, und am Schluss war er bei mir gewesen, ich hab gesagt, wir können ja tauschen mit dem Tauchretter, denn ich kann ziemlich gut schwimmen, aber das wollte er nicht, dann hat er sich bloß als bei mir festgehalten und dann hat er sich wieder ausgeruht und ich hab ihn dann hinten am Genick, am Hemd gepackt gehabt und auf einmal hab ich gemerkt, dass mein Arm runterhängt im Wasser und er unten dran, und vor lauter Schreck hab ich die Hand aufgemacht, und da war er sofort weg gewesen, ist er sofort abgetaucht, das war nach ungefähr vier Stunden, da waren alle mehr oder weniger schon tot gewesen, die hingen in ihren Tauchrettern drin, meistens das Gesicht nach vorne im Wasser und dann wurd's auch dunkel und es war schon dunkel, und dann hab

ich - an den Tauchrettern sind so Batteriekabel dran, diese Kabel habe ich rausgerissen und habe die zusammengebunden, alle miteinander, fünf Mann mit diesen Kabeln und bin dann weg geschwommen, das wollt ich mir nicht antun.

Sprecherin: Peter Silbernagel schwamm die ganze Nacht und wurde am nächsten Morgen gerettet - nach 14 Stunden. Möwen, die über ihm kreisten, hatten Seeleute eines englischen Fischtrawlers auf ihn aufmerksam gemacht. Sein Überleben im kalten Wasser gilt als Wunder. Die mediale Resonanz aber auf das Unglück war verheerend.

Zitator: „U Hai“ - narrensicher und doch gesunken. Jetzt wird die Krise der Marine offenbar. Mangelhafte Seemannschaft und altes Material - Wurde wertvolle Zeit versäumt, bis Rettung von U-Hai anlief? Wenig Hoffnung auf Überlebende.

Witt: Nach der Hebung des Wracks ergibt eine Untersuchung als Unfallursache einen unbemerkt gebliebenen Wassereintrich über den eingefahrenen Schnorchel (Luftzufuhrmast) des in schwerem Wetter aufgetaucht fahrenden U-Bootes. Der Untergang des U-Bootes Hai ist bis heute der schwerste Unfall in der deutschen Marine.

Sprecherin: Das Fazit des Havarieberichts, der erst zweieinhalb Jahre nach dem Unglück vorlegt wurde, hieß wieder einmal: „Menschliches Versagen“. Auch das übliche parlamentarische Nachspiel folgte. Und wieder war es zu der üblichen Trauerfeier mit militärischen Ehren gekommen.

Zitator: 24. September 1966: Die Fahnen auf den öffentlichen Gebäuden der Bundesrepublik standen gestern auf halbmast, als in einer ergreifenden Trauerfeier in Neustadt (Holstein) den 19 toten Besatzungsangehörigen des auf der Doggerbank gesunkenen Unterseebootes „U-Hai“ die letzte Ehre erwiesen wurde. „Die Nachricht von dem Untergang traf das ganze deutsche Volk!“, sagte Bundesminister Dr. Heinrich Krone an den sieben in der Exerzierhalle der U-Boot-Lehrgruppe aufgestellten Särgen. - Ergreifende Augenblicke gab es, als eine der Mütter beim Betreten der Halle in Weinkrämpfe ausbrach.

Sprecherin: Anders als Heer und Luftwaffe, die keine Listen ihrer Toten führten, gibt es in der Marine seit dem 1. Weltkrieg eine Kultur des namentlichen Totengedenkens, das sog. „Totenbuch der Flotte“. In der Ehrenhalle von Laboe sind die Silhouetten aller Schiffe in die Wand geritzt, die in den beiden Weltkriegen gesunken sind und die Zahl der Toten wird genannt, deren Namen man in den Totenbüchern nachschlagen kann. Weitere Informationen gibt ein Ausstellungsbereich, der die Geschichte der Marine von 1848 bis heute darstellt - ein mögliches Vorbild für ein Dokumentationszentrum am Berliner Ehrenmal.

Witt: Ich finde, das, was wir hier machen, ich nenne es erinnern und erklären, eine guten Ansatz. Wir sind eine Gedenkstätte mit einer angeschlossenen historischen Ausstellung über die Geschichte des Marineehrenmals () vor dem Hintergrund der allgemeinen deutschen Marinegeschichte./ Wir sind kein Museum, sie werden da keine Säbel finde, keine Uniformen, keine Orden, sondern eine Textdokumentation.

Autor: Wir betreten eine Gedenkhalle im Untergeschoss des Marineehrenmals, einen auratischen Ort der Stille.

Witt: Dort finden alle Gedenkveranstaltungen statt wie beispielsweise die Kranzniederlegungen, das ist ein kreisrunder Raum mit einer Kuppel überwölbt. In der Mitte steht ein schwarzer Stein mit der Inschrift „den auf See Gebliebenen“, darauf steht eine Kerze, um dem Raum eine entsprechende Atmosphäre zu verleihen, darüber befindet sich ein Oberlicht, in sieben verschiedenen Blautönen, die beim Besucher den Eindruck erwecken sollen, dass er auf dem Grund des Meeres steht. Ringsum um diesen inneren Kreis findet man Kränze, aber auch private Niederlegungen von Angehörigen und wenn wir mal hier rumgehen, kann ich das ein oder andere zeigen, Blumengestecke die von Familien niedergelegt wurden, und hier ist etwas, was zu dem Ergreifendsten gehört, was ich im Marineehrenmal gesehen habe: Das ist der Brief eines kleinen Mädchens an, ich weiß nicht, wer es war, das ist ein junger Marineangehöriger gewesen, der im Alter von 26 Jahren verunglückt ist und dieses Mädchen schreibt hier eben ihm einen Brief: „Du fehlst mir Thomas, ich bin nun in der Schule. Deine Anne Sophie.“

Sprecherin: Die Gesellschaft beginnt sich für die vergessenen Toten der Bundeswehr zu interessieren; aber angemessene Formen des Gedenkens müssen erst noch gefunden werden. Das ist kompliziert in einer Gesellschaft, der alles Militärische nach der Erfahrung zweier Weltkriege suspekt ist.

Münkler: Wir sind eine postheroische Gesellschaft, d.h. eigentlich spielt in unserer gesellschaftlichen Wertschätzung Opfer, Ehre, Mannhaftigkeit keine zentrale Rolle mehr.

Autor: Sagt der Berliner Politologe Herfried Münkler. Und wahrscheinlich hat er recht.

Münkler: Aber diese postheroische Gesellschaft ist gleichzeitig darauf angewiesen, dass es einige gibt, die bereit sind, das Höchste und Wertvollste einzusetzen, nämlich das Leben. Und wie anerkennt man das? Nun könnte man sagen, na gut, wir sind eine Gesellschaft, die alles über Geld regelt, wir anerkennen das, indem wir den Angehörigen 100.000 Euro in die Hand drücken, Entschädigung oder so heißt das. Das ist aber eigentlich zu wenig, weil das ja heißen würde: Im Prinzip rekrutieren wir Söldner, die durch ihren Tod ihre Hinterbliebenen besser stellen. Das würde zu dem Selbstverständnis einer Demokratie nicht gut dazu passen. Also müssen wir an Symboliken arbeiten, in denen einer-

seits diese Leute in angemessener Weise gewürdigt werden und andererseits das Militär die Möglichkeit hat, sich als heroische Gemeinschaft in einer postheroischen Gesellschaft zu positionieren.

Ende